Zeitschrift: Divus Thomas

Band: 2 (1915)

Rubrik: Kritische Besprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KRITISCHE BESPRECHUNGEN

Von Dr. JOSEF GREDT, O. S. B.

I. P. Paulus Smolikowski, C. R.: De philosophia excolenda ac perficienda Patris Petri Semenenko, C. R.

Romae, ex typis Ephemeridis „Vera Roma" 1905. 124 p.

Auf ausdrücklichen Wunsch wird vorgenanntes Buch jetzt noch zur Besprechung gebracht, trotzdem seit seinem Erscheinen schon geraume Zeit verstrichen ist. — Die Hauptgedanken der aphoristisch gehaltenen Schrift, welche die Philosophie der Scholastik wesentlich verbessern und fortführen will, sind folgende:

Die höchsten Gattungsbegriffe des Seins sind Substanz, Akzidenz und Kraft entsprechend den drei höchsten grammatikalischen Begriffen: Substanz, Adjektiv, Zeitwort (Copula), p. 72ff. Die „Kraft" ist das, wodurch das Akzidenz beständig der Substanz anhaftet. Sie ist auch das, wodurch die Natur dem Suppositum innewohnt. Diese Kraft ist nicht ein modus unionis, wie ihn gewisse Scholastiker zwischen Substanz und Akzidenz, Materie und Form annahmen; sie ist nicht die Verbindung selbst von Substanz und Akzidenz, von Suppositum und Natur, sondern die diese Verbindung beständig bewirkende Ursache, das was Substanz und Akzidenz, Suppositum und Natur beständig zusammenhält. In der Person, im vernünftigen Suppositum, ist diese Kraft, wodurch die Person Person ist und die Natur besitzt, Wille, Willensakt, p. 107. Der so entwickelte Personbegriff soll auch Licht werfen auf die Gnadenlehre und alle Schwierigkeiten bezüglich unserer Mitwirkung mit der Gnade lösen. Hierüber heißt es folgendermaßen: „Sed quomodo voluntas potest agere vel non agere si iam agat? quomodo homo potest abiicere inspirationem si iam sit inspiratus? Persona adhuc non agit. Tunc demum actio fit libera, quum eam acceptet persona: ego. Persona ut principium quod facit suum actum voluntatis, sed facit suum voluntate ut principio quo; et quum voluntas iam sit mota a gratia, persona consentit voluntate mota a gratia, consentit igitur ope gratiae."

Die Nichtigkeit dieser Reformphilosophie zeigt sich wohl durch nichts besser als dadurch, daß die von ihr angenommene „Kraft" in keiner Weise dem Zeitwort oder der Copula entspricht: Wenn man gedanklich Subjekt und Prädikat (als Substantiv und Adjektiv) von einander getrennt

hat, bedarf es wohl eines eigenen Geistesaktes, um die (gedanklich) von einander getrennten im Urteil mit einander zu vereinigen. Dieser Akt wird durch das Zeitwort oder vielmehr durch die Copula ausgedrückt. Ebenso bedarf es einer Kraft, einer Wirkursache, um Substanz und Akzidenz, Materie und Form mit einander zu vereinigen, wenn dieselben noch nicht mit einander vereinigt sind, d. h. um das Akzidenz an der Substanz, die Form in der Materie hervorzubringen. Allein sind dieselben einmal mit einander vereinigt, so ist es lächerlich, nach einer eigenen Kraft zu suchen, welche die beiden zusammen halten soll. Eine eigene Kraft hiezu postulieren kann nur der, welcher von Formal- und Materialursache keinen Begriff hat. — Hiermit ist auch dem voluntaristischen Personbegriff, in dem die Ausführungen gipfeln, die Grundlage entzogen. Derselbe zeigt sich überdies sowohl philosophisch als auch theologisch ebenso unhaltbar, wie der Personbegriff Kants und Günthers, auf den er sich zurückführen läßt. Über die aus diesem Personbegriff gewonnene neue Lösung der thomistisch-molinistischen Kontroverse aber wird sowohl jeder Thomist wie Molinist lächeln müssen. Es ist nicht nötig, darüber noch Worte zu verlieren.

II. **Zur Entwicklungslehre.** 1. Dr. P. Damasus Aigner, O. F. M.: Die Entwicklungslehre in ihrem Verhältnis zum Christentum. München, Verlag „Natur und Kultur". 141 p. — 2. Karl Frank, S. J.: Die Entwicklungstheorie im Lichte der Tatsachen. Mit 48 Abbildungen. Freiburg i. Br., Herder 1911. VIII u. 164 p. — 3. Dr. Oskar Prochnow: Die Theorien der aktiven Anpassung mit besonderer Berücksichtigung der Deszendenztheorie Schopenhauers. Leipzig, Akadem. Verlagsgesellschaft 1910. 72 p. — 4. Eleutheropulos: Das Seelenleben. Genetisch-biologische und erkenntnistheoretische Untersuchungen. Zürich, Art. Institut Füßli 1911. XII u. 262 p.

1. Ausgehend von der Schrift W. Brancas „Der Stand unserer Kenntnisse von fossilen Menschen" behandelt P. Aigner die Frage, ob und inwieweit die moderne Entwicklungslehre vom christlichen Glaubensstandpunkt aus zugegeben werden könne. Und er kommt zum Schluß, daß sowohl die Entwicklung der Sternensysteme als auch die Entwicklung der Lebewesen durch Urzeugung (im Sinne

des hl. Augustinus) und die Entwicklung der verschiedenen einander ähnlichen Typen der Lebewesen aus ursprünglichen, weniger differenzierten Typen unbedenklich zugegeben werden könne, wenn nur das Prinzip der Entwicklung auf den schöpferischen Einfluß Gottes zurückgeführt werde. Mit anderen Worten: Gott mußte den Urgasball schaffen, aus dem sich die Sternensysteme entwickelten, er mußte dem anorganischen Stoff die vitale Keimkraft mitteilen, durch deren Wirken die ersten Lebewesen entstanden, aus denen sich dann später eine größere Mannigfaltigkeit der Typen entfaltete. P. Aigner selbst steht auf dem augustinischen Urzeugungsstandpunkt und auf dem Standpunkt einer vielstammigen Entwicklung der Lebewesen, gibt aber zu, daß auch die einstammige Entwicklung noch mit dem christlichen Glaubensstandpunkt vereinbar wäre, wenn nur der Mensch der Seele nach in die Entwicklung nicht mit einbezogen werde. Auch die Entstehung des menschlichen Körpers auf dem Wege der Entwicklung verstoße noch nicht gegen den Glauben.

Was der Verfasser über das Verhältnis des Glaubensstandpunktes zur Entwicklung sagt, ist korrekt. Nur bezüglich des letzten Punktes müssen wir bemerken, daß die auf den menschlichen Körper angewandte Entwicklung zwar nicht gegen ein ausdrückliches Dogma ist, aber dennoch eine Lehre enthält, die der doctrina communis Patrum ac Theologorum entgegen zu sein scheint (vgl. G. Van Noort, De Deo creatore[2] 1912; nr. 171 sqq.) und deswegen auch von der kirchlichen Autorität nicht geduldet wurde. Vgl. das Provinzialkonzil von Köln 1860, tit. IV, c. 14; die Erklärung M. D. Leroys vom 27. Februar 1895, Civiltà catt. S. 17, t. 5, p. 49; S. 18, t. 6, p. 75 sqq ; desgleichen die Erklärung des Bischofs Bonomelli von Cremona vom 22. Oktober 1898, Civiltà, S. 17, t. 4, p. 362 und den Brief J. A. Zahms vom 31. Mai 1899, Fortnightly Review, Jan. 1900, p. 37; insbesondere die Entscheidung der Bibelkommission vom 30. Juni 1909, Acta Apost. Sedis I, 567 sqq. Übrigens ist diese Lehre philosophisch unmöglich. Denn wenn einmal zugegeben wird, daß der Mensch durch seine geistige Seele eine von allen Tieren vollständig verschiedene Art bildet, dann kann nie und nimmer durch die tierische Zeugungstätigkeit die für die menschliche Seele erforderliche Stoffdisposition im Körper hervorgebracht werden. Vgl. Gredt,

Elementa philos. arist.-thom. I² p. 496. — P. Aigner macht auch in übertriebener Weise Augustinus zum Vertreter der Entwicklungstheorie. Eine Entwicklung der Sternensysteme aus einer chaotischen Materie hat Augustinus nicht gelehrt, sondern im Gegenteil lehrte er, daß Gott ursprünglich alles zumal fix und fertig geschaffen habe. Unter den alten Kirchenschriftstellern könnte Gregor von Nyssa als Vertreter dieser Ansicht angeführt werden. Denn dieser lehrt in seiner Schrift über das Sechstagewerk, daß Gott der von ihm geschaffenen chaotischen Materie eine Kraft mitgeteilt habe, durch deren Wirken, ohne erneuten besonderen Eingriff Gottes, die wunderbare Ordnung des Weltalls entstanden sei. Ebenso hat auch Augustinus die Entstehung der verschiedenen pflanzlichen und tierischen Typen weder durch eine monophyletische noch durch eine polyphyletische Entwicklung erklärt. Das einzige, was sich aus den angeführten Texten ergibt, ist die augustinische Urzeugung, welche sich, wie P. Aigner sehr gut ausführt, himmelweit von der durch die ungläubige Naturwissenschaft angenommenen Urzeugung unterscheidet: Gott hat, nach St. Augustin, dem anorganischen Stoff Keimkräfte mitgeteilt, durch deren Wirken im Laufe der Zeit die verschiedenen Arten der Lebewesen entstanden sind. P. Aigner selbst tritt mit großer Wärme für diese Entstehungsweise der Organismen ein, wohl mit Unrecht, da sie eine wenig naturentsprechende Erklärung ist und ein perennierendes Wunder postuliert. Denn daß eine vitale Keimkraft dem anorganischen Stoffe anhafte, ist nicht naturentsprechend, wohl aber der Eingriff Gottes, der freilich nicht anthropomorphistisch zu fassen ist.

P. Aigners Schrift empfiehlt sich durch ihre klare, leichtfaßliche, allgemein verständliche Darstellungsweise.

2. Frank will die Entwicklungstheorie im Lichte der Tatsachen darlegen, gesondert von allen willkürlichen Postulaten, mit denen sie mannigfach verquickt wird. Im ersten Abschnitt legt der Verfasser die allgemeine (paläontologische) Grundlage der Abstammung dar; der zweite Abschnitt bestimmt das Erklärungsgebiet der Entwicklungshypothesen; der dritte Abschnitt behandelt die Entwicklungshypothesen selbst; nach kritischer Würdigung des Lamarkismus und Darwinismus werden die Anhaltspunkte für eine zulässige Entwicklungshypothese dargelegt. Diese Entwicklung, die durch die Tatsachen wahrscheinlich gemacht wird,

ist nicht eine einstammige, sondern eine vielstammige. Ganz unmöglich ist die Entwicklung des Organischen aus dem Unorganischen, ebenso die Entwicklung des Tieres aus der Pflanze. Ja, „wir sind bei dem heutigen Stande unseres Wissens nicht berechtigt, die Stämme und Klassen des Tier- und Pflanzenreiches unter sich in einen genetischen Zusammenhang zu bringen“ (p. 80). Die Organismen sind veränderlich sowohl plötzlich, durch Mutation, als auch allmählich, durch allmähliche Anpassung, ebenso regressiv durch Rückbildung der Organe (Parasiten). Die Veränderungen überschreiten jedoch nicht die Grenzen der Stämme und Klassen. „Es entstehen wohl neue Arten, Gattungen und selbst Familien, aber keine Tiere und Pflanzen mit ganz abweichendem Bauplan und höherer Gesamtorganisation. Bei den Parasiten bleibt wenigstens ein Teil der Embryogenie unverändert“ (p. 154).

Das mit fachmännischer Sachkenntnis geschriebene Buch empfiehlt sich sehr dem Philosophen zur Orientierung.

Bei Abgrenzung des Erklärungsgebietes der Entwicklungshypothesen hätten wir noch eine weitere Aufstellung gewünscht: Wie nämlich das Organische nicht aus dem Anorganischen und das Tier nicht aus der Pflanze entstehen kann, so kann auch ein Sinn nicht aus einem anderen entstehen. Die verschiedenen Sinne können nicht aus einer unvollkommenen Sensibilität sich herausdifferenzieren und es kann überhaupt ein Sinn nicht aus dem anderen entstehen, da sie wesentlich voneinander verschieden sind. M. Ettlingers Ausführungen im gegenteiligen Sinne („Der Anpassungscharakter der spezifischen Sinnesenergien nach seiner erkenntnistheoretischen Tragweite“ in „Abhandlungen aus dem Gebiet der Philosophie und ihrer Geschichte“, Festschrift zum 70. Geburtstag v. Hertlings, 1913. „Der Anpassungscharakter der spezifischen Sinnesenergien im Lichte der vergleichenden Psychologie“, Philos. Jahrb. 1913, p. 44 ff.) sind geeignet, erst recht die Unmöglichkeit dieser Entwicklung darzutun. Es kann somit ein Tier, dem Gesicht und Gehör zukommt, sich nicht aus einem solchen entwickeln, dem diese Sinne abgehen. Freilich ist hier ein regressiver Prozeß möglich. Die Sinne können zurückgebildet werden, wie wir dies bei den Parasiten sehen.

3. Prochnow ist Neulamarkianer. Er will jedoch vor allem die Lamarkianischen Theorien der aktiven Anpassung

historisch darstellen in ihrer Beziehung zu Schopenhauer: Das Bedürfnis ist die Ursache der Entstehung eines Organes, sagt Pauly nach Lamark. Ähnlich Schopenhauer: Die Katze wollte kratzen und bekam Krallen. Schopenhauer ebenso wie Lamark und Pauly setzen als Ursache des Entstehens der organischen Gestaltung in den Lebewesen ein inneres, psychisches zweckstrebiges Prinzip: Den Willen, das Bedürfnis. Dadurch jedoch, daß Pauly dieses Prinzip als ein erkennendes, urteilendes ansieht, steht seine Theorie höher als die Schopenhauersche; denn der blinde Wille Schopenhauers erklärt das Entstehen des Zweckmäßigen nicht genügend. — Prochnow akzeptiert somit die Theorie der aktiven Anpassung Paulys, die er aber durch die passive Anpassung ergänzen will. „Denn der Organismus ist nicht nur Schöpfer, sondern auch Geschaffenes, nicht nur aktiv, sondern auch passiv; daß der Organismus will und aktiv ist, schließt keineswegs aus, daß mit ihm vieles geschieht, was er nicht will; er kann sich anpassen und kann angepaßt werden", p. 71. Darum muß der Psychovitalismus, d. h. die aktive Anpassung, kraft derer das erkennende psychische zweckstrebige Prinzip sich selbst von innen heraus schöpferisch anpaßt, vervollständigt werden durch den Darwinismus, durch das mechanische zufällige Angepaßtwerden von außen vermittels Selektion und Kampf ums Dasein.

Den so modifizierten Psychovitalismus verteidigt der Verfasser jedoch nur als Hypothese, weil der Vitalismus überhaupt sich nicht beweisen lasse, nie über den Wert einer Hypothese gebracht werden könne. Denn „sobald wir unsere Aussagen auf das Gebiet der Ursachen und Kräfte erstrecken, begeben wir uns in das Gebiet der Hypothese, wir werden Metaphysiker, ob wir es wissen oder nicht, selbst wenn wir vorher versicherten, wir wollten auf dem einzigen ametaphysischen Standpunkte, nämlich dem des Solipsismus, stehen bleiben", p. 52 f. Diese Worte offenbaren einen subjektivistischen Standpunkt, der sich selbst ad absurdum reduziert, da er ganz notwendig zum Solipsismus und vollständigen Skeptizismus führt. Wenn es dem Verfasser gelänge, diesen Standpunkt zu überwinden, dann würde er wohl einsehen können, daß sich aus den beobachteten Tatsachen das in den Organismen tätige Lebensprinzip mit Notwendigkeit dartut; er würde außerdem einsehen, daß es eine über die ganze Natur transzendente schöpferische,

intelligente Ursache gibt und es somit nicht notwendig ist, mit Pauly das die Organismen gestaltende plastische Prinzip als mit Intelligenz ausgestattet zu denken, da eben jene transzendente Intelligenz die Dinge ihren Zwecken entgegen bewegt durch die ihnen mitgeteilte Natur und deren Kräfte.

4. Eleutheropulos steht auf dem Standpunkt einer monistisch-materialistischen Entwicklungstheorie. Ausgehend von dem organisch vollständig undifferenzierten Plasma läßt er die Sinnestätigkeit und weiter auch das Denken durch mechanische Entwicklung entstehen. Aus der chemischen Reaktionsfähigkeit entsteht die Reizbarkeit als Modifikation der Reaktionsfähigkeit, aus der Reizbarkeit entsteht in derselben Weise die Empfindung. Die verschiedenen besonderen Reizbarkeits- und Empfindungsarten differenzieren sich aus der allgemeinen einfachen Reizbarkeit heraus. — Ohne Subjekt kein Objekt, lautet der erkenntnistheoretische Grundsatz des Idealismus. Als konsequenter Materialist dreht Eleutheropulos diesen Satz um: Kein Subjekt ohne Objekt. Entsteht ja das Subjekt, das Psychische durch den Reiz des Objektes aus dem Physischen, aus der Reizbarkeit und weiter aus der chemischen Reaktionsfähigkeit. — Das Denken ist substanzbildendes und kausalverknüpfendes Erkennen. Die Substanzbildung ist einheitliche Zusammenfassung von mehreren Reizen. Grund dieser einheitlichen Zusammenfassung ist eben das objektive Zusammensein der Reize, das geschlossene Zusammensein der Reizursachen. Diese verschiedenen Reize sind eben objektiv zusammengegeben und werden somit auch zusammen in einer Einheit aufgefaßt. Aber woher die dem Substanzbegriff innewohnende Notwendigkeit der Verknüpfung? Woher der subjektive Zwang in solcher Einheit zusammenzufassen? Die einheitliche Zusammenfassung stellt sich uns dar als notwendig, als mit Notwendigkeit behaftet. Diese Notwendigkeit ist ein rein subjektiver Zwang, entstanden aus einer Anpassung des Gehirns an die Umgebung. Weil diese Reizursachen sich tatsächlich zusammenfanden, ist das Gehirn so gebildet worden. „Die Gehirntätigkeit kann nicht anders sein, als wie sie sich durch die Einwirkung der Umgebung ausbildete“, p. 120. Das Gehirn muß folglich so vorstellen. Aus diesem Zwang fließen auch die Sätze der Identität und des Widerspruches. Es handelt sich um einen Zwang im Gehirn, in

Einheiten zu denken. „Ob dem Zwang im Subjekte bei seiner Anwendung auf die objektive Welt eine Objektivität entspricht oder nicht, geht das erkenntnistheoretische Problem nichts an", p. 121. Ähnlich wie die Substanzbildung wird auch die Kausalverknüpfung erklärt. Ob dem „Müssen" im Kausalitätsgesetz auch unabhängig vom Subjekte eine Realität entspricht, dies kommt hier nicht in Betracht; denn ob so oder anders, bleibt das Problem für die Erkenntnistheorie das gleiche: Die Notwendigkeit in der Kausalität ist zunächst ein wegen der Anpassung der Gehirntätigkeit entstandener Zwang.

Diese Darlegungen über den Denkprozeß entheben uns wohl jeglicher Kritik. Wenn es belanglos ist, ob dem logischen Zwang eine objektive Gültigkeit entspricht, dann ist es auch belanglos, ob den genetisch-logischen Untersuchungen des Eleutheropulos eine objektive Gültigkeit entspricht oder nicht. Es kann daher dem Verfasser damit jedenfalls nicht ernst gemeint sein.

III. **Dr. Hermann Leser: Einführung in die Grundprobleme der Erkenntnistheorie.** Leipzig, Veit u. Comp. 1911. VIII u. 284 p.

Die Schrift ist aus Ferienkursvorträgen hervorgegangen. — Von Kant ausgehend, dessen Lehre ausführlich und stufenweise dargelegt wird, geht Leser über Kant hinaus, indem er dessen Transzendentalphilosophie folgerichtig bis zum absoluten Idealismus durchführt. Das Ding an sich ist ein nichtssagendes Rudiment. Das (absolute) Denksubjekt schafft die streng notwendige allgemeingültige Objektivität nach absolut gültigen immanenten Gesetzen. Nach dem Vorbilde Kants soll auch die praktisch wertende Stellungnahme Objektivität schaffen, obschon der Dualismus von theoretischer und praktischer Vernunft, so wie er bei Kant unmittelbar vorliegt, nicht richtig ist. Vom Standpunkt dieses wertenden Denkens aus könnte auch der Ausbau einer Metaphysik aufgenommen werden, obschon die Metaphysik noch „Zukunftsmusik" ist. Leser wird nicht müde in seinem Kampf gegen die „naive" Annahme transzendenter, dem erkennenden Subjekt unabhängig gegenüberstehender Gegenstände. Aber ebenso unermüdlich betont er die Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit der (immanenten) Erkenntnis-

gegenstände. Sie sind eben durch ihre Notwendigkeit unterschieden von bloß zufälligen, subjektiven Zuständen. Uns kommt, vom Standpunkte des Verfassers, der Glaube an die Allgemeingültigkeit von Erkenntnisgegenständen sehr naiv vor. Wenn transsubjektive Erkenntnisgegenstände Täuschung sind, warum soll denn die Allgemeingültigkeit nicht ebenfalls ein Trug sein? Durch seine Grundsätze wird Leser notwendig zum vollständigen Skeptizismus und Nihilismus geführt.

IV. **Dr. Oskar Renz: Die Synteresis nach dem hl. Thomas von Aquin.** Münster i. W., Aschendorff 1911. VI u. 240 p.

Die Synteresis ist dem hl. Thomas die Anlage zur Erkenntnis der praktischen Grundsätze. Diese Anlage, obwohl keimhaft angeboren im natürlichen Verstandeslichte, ist dennoch eine erworbene Anlage, die aber jeder zum Vernunftgebrauch gelangende Mensch erwirbt dadurch, daß er die ersten Begriffe der moralischen Ordnung vermittels der Sinneserkenntnis gewinnt. Die Synteresis selbst ist wieder der Keim der ganzen moralischen Person, denn sie enthält in sich der Kraft nach die ganze Moral und das ganze Tugendleben. Verfasser betrachtet im ersten Hauptteil seiner Arbeit die Synteresis in ihrer Natur, Ursache und Wirkung. Im zweiten Hauptteil behandelt er die Synteresis in den verschiedenen Zuständen des Menschen, im Zustand der Urgerechtigkeit, der gefallenen und der erlösten, übernatürlich erhobenen Natur. — Die Schrift gibt getreu die Lehre des hl. Thomas und tritt auch für diese Lehre mit Wärme ein.

Der Verfasser berührt auch die Frage nach der Stellung des hl. Thomas zu den Moralsystemen des Probabilismus, Probabiliorismus usw. Er glaubt, dem hl. Thomas seien alle diese Systeme vollständig fremd gewesen, seine Moral sei eine Tugendlehre, p. 174 f. Hierzu sei bemerkt, daß wohl die Moral des hl. Thomas mehr bejahend vorgeht als unsere heutigen kasuistischen Lehrgebäude: sie will vor allem die in der Synteresis angelegten Tugendkeime entwickeln — und dies ist gewiß ein Vorteil, so wie es auch ein Vorteil ist, daß die Moral beim hl. Thomas in engem Zusammenhang mit ihren dogmatischen Voraussetzungen ausgeführt

wird. Allein auch Thomas anerkennt den Grundsatz, daß das zweifelhafte Gesetz nicht binde, wenn man es nicht kennen kann und nicht verpflichtet ist, es zu kennen, wie Verfasser ja selbst p. 142 f. hervorhebt.

Die sprachliche Darstellung ist leicht verständlich, jedoch mit Fremdwörtern ganz durchsät.

V. **Dr. Jakob Koschel: Das Lebensprinzip.** Ein historischer und systematischer Beitrag zur Naturphilosophie. Mit Begleitwort von P. E. Wasmann S. J. Köln, Bachem 1911. XV und 153 p.

Die Schrift beschäftigt sich ausschließlich mit dem vegetativen Leben. „Das Charakteristikum des Lebens ist teleologische Selbstbetätigung" (p. 6). Der sogenannte „ältere" Vitalismus glaubt diese endgültig erklären zu können durch die Annahme einer Lebenskraft. Diese Kraft, welche den lebenden Stoff durchdringt, soll letzter Grund der in ihm zutage tretenden Lebenstätigkeiten sein. Der Mechanismus hingegen versucht das Lebewesen einzig durch die physischen und chemischen Kräfte zu begreifen mit Ausschluß jedes Lebensprinzips. Der Neovitalismus betont hinwiederum die Unmöglichkeit einer solchen rein physiko-chemischen Erklärung. Er stellt Dominanten, Entelechien auf, welche über den physischen und chemischen Kräften stehen und diese teleologisch leiten sollen. Bei den meisten Vertretern des Neovitalismus ist jedoch dieser mit einem idealistischen Pantheismus mehr oder weniger verquickt. Ebenfalls auf pantheistischer Grundlage stehen die Psychovitalisten, welche jegliche Lebenstätigkeit, auch die rein pflanzliche, aus einem mit Erkenntnis und Streben begabten Lebensprinzip erklären wollen. — Nach Darlegung und Widerlegung dieser Ansichten verteidigt der Verfasser die aristotelisch-scholastische Lehre über das Lebensprinzip. Die mechanistische Ansicht wird dem wesentlichen Unterschied, der zwischen unbelebtem und belebtem Stoff waltet, nicht gerecht. Desgleichen ist sie unfähig, die teleologische Richtung der Kräfte im lebenden Stoff zu erklären. Eine Kraft, wie der sogenannte „ältere" Vitalismus annimmt, kann ebenfalls nicht der letzte Grund sein, aus dem das Lebewesen zu erklären ist. Er muß vielmehr, wie Aristoteles lehrt, ein substantielles Prinzip, eine substantielle Formalursache sein, welche mit dem Stoff substantiell vereinigt, diesen und dessen physische und chemische Kräfte beherrscht und zu höherer Betätigung erhebt. Dieses Prinzip vollbringt unbewußt seine verwickelten teleologischen Leistungen, setzt jedoch einen mit Vernunft begabten Welturheber voraus.

Die Beweisführungen des Verfassers sind überzeugend. Insbesondere ist die innere Zweckstrebigkeit des pflanzlichen Lebens dem Mechanismus gegenüber recht gut dargetan. Um so mehr müssen wir bedauern, daß Koschel die aristotelische Lehre über das Lebensprinzip nicht in ihrer ganzen Tiefe erfaßt hat. Ihm „scheint die Vereinigung von Materie und Form beim Organismus auch dann noch hinreichend enge zu sein, wenn man die Urmaterie aus dem Spiele läßt und das Atom mit seiner bisherigen Wesensform dem höheren Lebensprinzip unterstellt" (p. 123). Allein so entsteht eine Vereinigung, die nicht enger ist als die zwischen Fährmann und Nachen, eine Ansicht, die

eben zwei Seiten vorher unter Platos Namen angeführt und abgelehnt wurde. Das Lebensprinzip ist nicht mit dem Stoff verbunden wie der Fährmann mit dem Nachen oder wie der Mensch mit den Kleidern, in denen er steckt, oder wie ein Dämon mit einem Besessenen. Die Verbindung ist eben eine substantielle, die nur dadurch zustande kommt, daß das Lebensprinzip der e r s t e Akt, die e r s t e Vollendung des Stoffes ist, wie Verfasser (p. 123) ja selbst, nach Aristoteles, sagt. Auch die Schwierigkeiten, die Koschel gegen diese streng durchgeführte aristotelische Fassung des Lebensprinzips erhebt, beruhen auf Mißverständnissen. Das Lebensprinzip als höhere Form enthält in sich eminenter formaliter die verschiedenen Formen der Elemente, aus denen, chemisch gesprochen, der lebende Körper zusammengesetzt ist, so wie die einfache Menschenseele eminenter formaliter das Pflanzliche und Sinnliche in sich enthält. Das Lebensprinzip bestimmt somit als substantielle Form die verschiedenen ungleichartigen Teile des Körpers auch in substantiell verschiedener Weise: Die Eiweißteile insofern es selbst eminente Eiweißform ist, die Lecithinteile, insofern es Lecithinform ist usw. Daher ist die Ungleichartigkeit des lebenden Körpers nicht bloß akzidentell, sondern auch substantiell. Jedes Körperteilchen hat seine eigene substantielle und akzidentelle Bestimmtheit und die ihm zukommenden chemischen Kräfte. Aber alle diese substantiell und akzidentell verschiedenen Teile haben im lebenden Körper weder substantielle noch akzidentelle Selbständigkeit: Sie bilden nur e i n e Substanz, weil alle von einer und derselben substantiellen Form, vom Lebensprinzip informiert sind, dessen Einfluß auch die chemischen Kräfte vollständig unterworfen sind. Hört dieser Einfluß auf (beim Tode), dann werden die Kräfte selbständig. Mit der akzidentellen Selbständigkeit der Kräfte ist auch die Bedingung für die substantielle Selbständigkeit der Substanzteile gegeben, die allsogleich aufhören, vom Lebensprinzip substantiell bestimmt zu werden und nun ihre eigenen substantiellen Formen haben, welche den jedesmaligen chemischen Kräften entsprechen. — Mit Unrecht lehnt Koschel auch die besonderen Lebenskräfte (die nutritiva, augmentativa und generativa der Scholastiker) ab. Das Lebensprinzip als substantielles Prinzip kann seinen Einfluß auf die chemischen Kräfte nicht unmittelbar ausüben. Daher ist es unbedingt notwendig, zur Erklärung des Lebensprozesses im lebendem Körper außer dem (substantiellen) Lebensprinzip und den physischen und chemischen Kräften auch Lebenskräfte anzunehmen, welche den chemischen Kräften übergeordnet sind und diese leiten. Die Substanz und die substantielle Form ist nicht unmittelbar tätig, sondern durch ihre Akzidentien, ihre Kräfte. Auch müssen die Akzidentien, die Kräfte der Substanz, entsprechen. Wenn also die lebende Substanz wesentlich höher steht als die nicht lebende, dann muß sie auch eigene, ihr entsprechende (Lebens-) Kräfte haben. Auch Tilm. Pesch, auf den sich der Verfasser des öfteren beruft, nimmt diese Kräfte an. Vgl. Pesch, Institutiones psychol. nr. 435 sqq. Dabei bleibt bestehen, was Koschel gegen den sogenannten „älteren“ Vitalismus mit Recht hervorhebt, daß der pflanzliche Lebensprozeß durch die physischen und chemischen Kräfte zu erklären ist, jedoch insofern diese durch das Lebensprinzip mittels der vitalen Kräfte teleologisch gerichtet werden.